

Jutta Voigt

Boheme und Beton

Wie DDR-Künstler das »andere Leben« zu verteidigen versuchten

Künstler waren in der DDR hoch angesehen, sie wurden subventioniert und prämiert. Solange sie brav waren und nicht widersprachen. Die Partei und ihre Funktionäre waren leicht kränkbar und schnell beleidigt, die Überlegenheit der Künstler machte sie aggressiv. Besonders, wenn sie lachten und spielten. Spielen heißt experimentieren, heißt verschiedene Möglichkeiten ausprobieren, heißt Veränderbarkeit gegen Erstarrung setzen. Die Boheme der DDR verteidigte von Beginn an die Bewegung gegen den Stillstand, das Individuum gegen den Konformismus, sie verfolgte ein existenzielles Interesse: das andere Leben.

»Wir tanzen nur den Antiformalismus-Rock, den Gomulka-Revisionismus-Rock, den Piroggen-Rock, Demagogen-Rock und den Anti-Antistalinismus-Rock. Und den Überrock und den Unterrock und den Paradeuniform-Rock ...« – diese übermütige Satire sang der Wiener Kabarettist Helmut Qualtinger in den 50er Jahren und begeisterte damit die Kinder des Kalten Krieges in Ost und West.

Seit den frühen 50ern war die Formalismusdebatte auf die Künstler, speziell auf die dem Sozialismus verbundenen, niedergegangen als ein Bombardement aus Besserwisserei, Missverständnissen und Verboten. Gartenzwerge, erläuterte Alfred Kurella, Kulturfunktionär und Kaukasuskletterer, Gartenzwerge seien die Fortsetzung einer volkstümlichen Tradition, für jedermann nett anzusehen, sie würden den Aufbau des Sozialismus nicht stören. Bildwerke in dunklen Farben hingegen, Messer und Gabeln ohne Verzierung und Lampen ohne Fransen seien volksfremd. Folgen der Devotheit gegenüber der sowjetischen Kunst der Stalinzeit und des schlechten Geschmacks der Funktionäre. Die Formalismusdebatte war das scharfe Schwert, das über Jahrzehnte das utopische Band zwischen Partei und Künstlern kurz und klein schnipfelte. Die Fronten verhärteten sich, Verzweiflung auf allen Seiten. »Es geht um die Überwindung jener furchtbaren Diskrepanz zwischen fortschrittlicher Tendenz und niveauloser Ausdrucksform.« So die einen. Die anderen so: »Wir wollen in unseren Kunstschulen keine abstrakten Bilder mehr sehen, wir brauchen weder die Bilder von Mondlandschaften noch von faulen Fischen. Die Grau-in-Grau-Malerei, die ein Ausdruck des kapitalistischen Niedergangs ist, steht im schroffsten Widerspruch zum heutigen Leben in der DDR.«

Horst Strepfels Gemälde *Weg mit den Trümmern – Baut auf* in der Schalterhalle des Bahnhofs Berlin-Friedrichstraße wurde des Nachts übermalt oder verschwand unter einer grauen Decke, Genaueres ist nicht bekannt, der Vollstrecker blieb unsichtbar, das Bild jedenfalls war nicht mehr zu sehen. So sehen unsere Arbeiter nicht aus, hatte die Partei befunden, Strepfels Arbeiterfiguren seien von »sklavenhafter Dumpfheit«. Eine Beleidigung für jeden klassenbewussten Arbeiter seien sie, die Füße würden aussehen wie von Picasso gemalt, das sei ja schlimmer als Expressionismus, der Vergleich mit dem kulturellen Verfall im alten Rom dränge sich geradezu auf. Der Maler, ein kleiner Mann mit Baskenmütze über abstehenden Ohren, erleuchtet von der Idee

des Sozialismus und der Aufgabe, ihm mit seiner Kunst zu dienen, Stempel, der enttäuschte Kommunist, ging in den Westen. Die Flüchtlingskommission in Westberlin erkannte ihn als Flüchtling nicht an, weil er »drüben in der Zone« ein Monatsgehalt von 1.900 Ostmark bezogen habe und SED-Genosse gewesen sei.

In der Deutschen Staatsoper wurde 1951 *Das Verhör des Lukullus* von Bertolt Brecht und Paul Dessau uraufgeführt, obwohl die Oper vom Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei als formalistisch und dekadent abgeurteilt worden war. Brecht hatte die Aufführung durchgesetzt. Statt des von der Partei erhofften Reinfalls erlebten die Zuschauer einen Triumph. 20 Minuten Beifall, Standing Ovationen. Paul Dessau sprang auf der Bühne vor Freude in die Luft, jetzt, dachte er, ist alles wieder gut. Zu früh gefreut. Bei der nächsten Parteikonferenz zum Thema Formalismus wurde der Komponist angeprangert als einer, »der die fortschrittlichen Kräfte der Gesellschaft verwirrt, desorientiert, lähmt und schwächt«, das Stück wurde abgesetzt.

Alles, was modern, hell und jung war, wurde des Verrats am Sozialismus verdächtigt. Der Tradition des Bauhauses dürfe man ebenfalls nicht folgen, kühle Formen seien gefährlich für das optimistische Lebensgefühl. So ging das mehr oder weniger durch die Jahrzehnte, durch Film, Musik, Malerei, Literatur und Formgebung. Die Aufbruch-Generation der 60er Jahre war angetreten, das Kleinbürgerliche zu entrümpeln, die Fransenlampen, die Blümchenteller, die Radios, deren hohler Klang die obligatorischen Spitzendeckchen auf braunem Gehäuse vergessen machen sollte. Die neue Formgebearde war überzeugt vom Zusammenhang zwischen Inhalt und Form, je klarer die Form, desto wahrer der Inhalt; das bezog sich auch auf den Sozialismus als Ganzes: Weg mit dem Gerümpel, her die neue Zeit! Niemals gab es so viele Ideen und so wenig Verwirklichung.

Staub und Spiele

Madleen war 17, als die Zehn Gebote der sozialistischen Moral verkündet wurden. Die frommen Zehn Gebote hatte sie im Konfirmandenunterricht auswendig gelernt: Ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Von den Zehn Geboten der sozialistischen Moral kannte sie vor allen eins: Du sollst gute Taten für den Sozialismus vollbringen. Selbstverständlich. Andere waren ihr schon oft genug begegnet: Du sollst nicht offen tanzen, schon gar nicht Rock'n'Roll. Du sollst keine Jazzmusik hören. Du sollst keine schwarzen Strümpfe tragen. Und immer höher ging's zu den »Höhen der Kultur«: Du sollst der Philosophie von Jean-Paul Sartre entschieden entgegentreten. Du sollst weiße Vasen als entartete Kunst brandmarken. Du sollst die Wände deiner Wohnung nicht weiß streichen und Blumen nicht in Röhrenvasen stellen. Du sollst Lipsi lernen und an die Partei glauben.

Nach dem Philosophiestudium war Madleen beim *Sonntag* gelandet, der Wochenzeitung des Kulturbundes, berüchtigt als »Plattform der Konterrevolution«, das war lange vor ihrer Zeit, jetzt war die Absolventinnen-Bohème dran. Das alleinstehende Haus in graugelber Verwahrlosung stand am leeren Hausvogteiplatz gegenüber dem U-Bahnhof, unter Denkmalschutz: »Wer die Wahrheit weiß und saget sie frei, der kommt nach Berlin in die Hausvogtei«; die war während des revolutionären Vormärz ein Kerker gewesen. Das Mobiliar der Redaktionsstuben unterschied sich radikal von

den kahlen Raumteilern und parteilichen Schrankwänden der Presseorgane von *Neues Deutschland* bis *Junge Welt*. Clubsessel, in denen man versank bis zum Dösen, Schreibtische mit 30 Jahre alten Cognacflecken, schwarze Telefonapparate von vor dem Krieg, klapprige Schreibmaschinen ungeklärter Provenienz, flackernde Tischlampen im Bauhausstil. Korridore, vollgestellt mit alten Aktenschränken und unsortierten Karteikästen, auf dem Boden Manuskriptstapel und Zeitungshaufen, Wände voller Theaterplakate, Grafiken und Ölgemälde. Der Geruch von Rotwein, altem Durchschlagpapier und Hackepeterbrötchen ergab ein Aroma behaglicher Verderbnis. So stellt man sich Mark Twains *Mississippi Post* vor. Die Redaktion war Boheme, da gibt es keinen Zweifel. Vor allem aber war da Staub. Staub als Schutzschicht, Staub als Gelübde. Die Angst vor dem Dreck ist die Angst vor dem Tod, hat Heiner Müller diagnostiziert, beim *Sonntag* hatte niemand Angst vor dem Dreck. Die Teetassen wurden im Waschbecken des Toilettenraums gespült, manch ein Kollege sang beim Abwaschen. Einer pfiff. Ach, Sie sind's! Ja, haben Sie Ilse Werner erwartet?

Man langweilte sich, also feierte man. Geburtstag, Kindertag, Tag der Republik, Tag der Befreiung. Urlaubslagen, Prämien, Medaillen. Die Tage vor Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Silvester. Manchmal waren Dichterfreunde dabei, Karl Mickel, Sarah Kirsch, Adolf Endler, Kurt Bartsch. Zeit genug hatten die *Sonntag*-Redakteure. Der für den Osten so typische frei vagabundierende Intellekt machte das Feiern amüsant und einfallsreich, man hatte sich ja nicht verausgabt bei der Arbeit, Produktivität wurde kaum verlangt. Auf dem Nachhauseweg von einer redaktionellen Frauentagfeier tänzelte Madleen mit zwei Kolleginnen über die Wiese vor dem benachbarten ZK, dem Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Die eine war mal Turnerin, sie führte den Bewachern vor, wie perfekt sie das Radschlagen beherrschte, die blieben reglos. Die andere stellte sich dicht vor einen jungen Wachsoldaten, sah ihn aus großen, lang bewimperten blauen Augen an und bat anzüglich: »Bitte! Verhaften Sie mich! Bitte! Ich möchte so gerne mal verhaftet werden!« Kein Wort, kein Lächeln, keine Verhaftung.

Man langweilte sich, also spielte man. Am Kantinentisch waren sie alle Rentner und fuhren mit dem Pauschalbus nach Mallorca. Während der Reise sangen sie mit brüchigen Stimmen »Eviva España«. Nach drei Tagen Fahrt endlich angekommen, tranken sie Sangria aus Eimern und kotzten in die Hotelbetten – alles am Kantinentisch. Die Essenz des Spiels war eine Mischung aus unerfüllter Sehnsucht und gespielter Verachtung; das konnte bis zu einer halben Stunde gehen. Ebenso beliebt war das Spiel »Geschlossene Anstalt«. Improvisierte Szenen aus der Psychiatrie der DDR, mit Patienten, Wärtern, einer der Partei ergebenen Genossin Oberärztin und einem aufmüpfigen Assistenzarzt. Spielzeit zwischen 20 und 40 Minuten, in Folgen. Hedonistisches In-den-Tag-Hineinleben statt utilitaristischer Einordnung – vergeudete Talente?

An einem tristen Büronachmittag schrieb Madleen eine Eilmeldung, vervielfältigte sie und sortierte sie in die Fächer der Kollegen: »Mitteilung an alle *Sonntag*-Redakteure: Werte Genossen! Mit sofortiger Wirkung tritt folgende Änderung der schriftsprachlichen Umsetzung der Zahl 5 in Kraft: Die Zahl 5 wird ab kommendem Montag schriftsprachlich folgendermaßen aufgefasst: Pfümpf. Gez. Niemeyer, Institut

für Sprachpflege, Akademie der Wissenschaften«. Madleen lauerte auf Reaktionen. Die beste bot der adlige Chefredakteur. Er nahm den Schrieb aus seinem Kasten im Sekretariat, überflog den Text und murmelte resigniert: Pfünpf? Pfünpf!, dauernd verändern sie was, nur nie das Richtige – er pustete in seine Kaffeetasse, damit sich die dicke süße sowjetische Kondensmilch besser verteilte. Einen Teelöffel benutzte er nicht, auch zu Hause nicht, das hatte ihm Else, seine Frau, abgewöhnt, um Abwasch zu sparen. Pfünpf, murmelte er resigniert vor sich hin, Pfünpf.

Auszüge aus »Stierblutjahre: Die Boheme des Ostens« von Jutta Voigt. Das dritte Buch der Trilogie über die Alltagskultur der DDR (nach »Der Geschmack des Ostens« und »Westbesuch«) ist Mitte Oktober im Aufbau Verlag erschienen.



Jutta Voigt

ist Redakteurin, Kolumnistin und Filmkritikerin, u.a. bei den Wochenzeitungen *Der Freitag* und *DIE ZEIT*, sowie Buchautorin.

Ulrich Baron

Blutige Zeiten

Europas koloniale Gewaltgeschichte

In seinem Roman *Manitoba* schickt der in Berlin lebende Schweizer Schriftsteller Linus Reichlin einen Landsmann auf die Suche nach seinem indianischen Urgroßvater, der von einem Weißen ermordet worden sein soll. In Wyoming imaginiert er sich jene riesigen Büffelherden auf den Great Plains, die für die Ureinwohner Amerikas erst zur Beute wurden, nachdem sie die aus Europa importierten Pferde gezähmt hatten. Den Pferden aber folgten Einwanderer aus Irland, England und Deutschland, und nach den Büffeln verschwanden auch deren einheimische Jäger aus den Prärien.

Nackte Gewalt und Verdrängung sind die Mittel, mit denen sich Europa die Erde untertan gemacht hat, aber das vereinte Europa hat ja der Gewalt abgeschworen. Was aus der Reaktion auf die globale Eskalation europäischer Konflikte im Zweiten Weltkrieg erwuchs, sieht sich nunmehr aber angesichts der Flüchtlingskrise mit zunehmend nationalistischer Renitenz konfrontiert, die ihren bisherigen Höhepunkt im Austrittsbeschluss der Briten fand. Je ungeliebter und fadenscheiniger aber das Projekt EU erscheint, desto nostalgischer schaut man zurück – wenn nicht auf das christliche Abendland, so doch auf jene Zeiten, als starke und konkurrierende europäische Nationalstaaten Welthandel und Weltpolitik bestimmten.

Macht Einheit schwach? Lähmt die Moral den Willen zur Macht, gar den zur Selbstbehauptung? Schaut man auf die Karte, so ist Europa seit jeher kaum mehr als ein Zipfel Asiens gewesen. Und blickt man zurück, so erscheint der Kontinent entweder wüst zerstritten oder wüst und leer. Als Georges Duby vor einem halben Jahrhun-